

Vor einigen Tagen, am Kirchplatz eines Dorfes im Vordertaunus stehend, einige Kinder im Grundschulalter auf dem Platz spielend, um eines der typischen ortsbildprägenden Ehrenmäler herum, 20er Jahre, ein simpler Muschelkalkkubus, mit einem Soldatenhelm und niedergestreckten Waffen darauf. Im Zentrum, auf der Frontseite, die Namen der Toten des Ersten Weltkriegs, auf Platten an den Seiten ergänzt die des Zweiten Weltkriegs mit Nachtrag der Namen des Kriegs von 1870/71. Die Kinder – man hätte die Szene filmen müssen – werden auf die im Stein eingeschriebenen Namen aufmerksam. „Ferdinand“ findet eines lustig, das andere entdeckt den „Nikolaus“, auch „Franz-Josef“ ist dabei – Namen aus einer anderen Zeit. Eines der Kinder klärt die Gruppe auf: „Das sind die Leute, die im Krieg gestorben sind.“ Das Kind, das den Stein zu deuten weiß, kommt aus einer äthiopischen Flüchtlingsfamilie, die seit längerem da wohnt. Vielleicht hat es eine eigene Vorstellung davon, was Krieg bedeutet. „Der Georg ist nur achtzehn Jahre alt geworden“ – entdeckt darauf ein anderes.

Mit hat die Szene zu denken gegeben. Glückliche diese Kinder, die sich erst einen Begriff vom Krieg erarbeiten müssen und das Partizip „gefallen“ nicht kennen, 69 Jahre nach dem Ende des letzten großen europäischen Krieges.

Zugleich kommt der Gedanke, ob diese Idylle nicht trügerisch sei, und nur zu hoffen ist, dass diese Kinder sich ihre Unbeschwertheit noch lange bewahren können. Die Realität hat, anders als das Entrückte dieses Gedenksteins, dem seit 1945 kein neuer Eintrag mehr zugefügt wurde, diese Unbeschwertheit ja längst überholt.

Man wird später vielleicht einmal das Jahr 2014 als ein Jahr der Wiederkehr und der Auseinandersetzung mit der Erscheinung des Krieges festhalten, nämlich der Erinnerung an den Beginn des Weltkrieges von 1914, der zur Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts geriet, und der Wiederkehr von Kriegen ganz unterschiedlicher Erscheinungsformen, aber besonderer Intensität und Brutalität.

Das hat sich seit 1991 in den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien abgezeichnet, bald nach der Jahrtausendwende in Afghanistan und und anderen Schauplätzen der Welt zugespitzt und erscheint in unseren Tagen auf besondere Weise akut.

Es sind nicht nur die Bilder von Opfern und Zerstörung – aus Syrien, im Einflussbereich des sogenannten „Islamischen Staates“ oder aus dem Osten der Ukraine, was heute erschreckt. Es beunruhigt uns auch der Umstand, dass das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Mechanismen, Instrumentarien und Verträge, die auf ein geregeltes Zusammenleben und damit auf Kriegsvermeidung zielen, nicht mehr allseits respektiert werden und auch nicht mehr zu tragen scheinen.

Nicht nur das Ausmaß der Gewalthandlungen an vielen Orten dieser Erde, und eben auch in unserer Nachbarschaft, muss beunruhigen, sondern auch die Weisen dieses Handelns, denn sie sind im Vorstellungshaushalt der Gesellschaften, die für sich in Anspruch nehmen, die Konsequenzen aus den europäischen und weltprägenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts gezogen zu haben, nicht vorgesehen.

Heute können wir beim Gedenken an die Toten der Weltkriege und der anderen Kriege nicht einfach sagen, dass wir uns dess gewiss sind, es auch künftig zu vermögen, die Zahl der Opfer von damals heute nicht in schuldhafter Verstrickung weiter wachsen zu lassen, und wo sie Täter waren, alles unternommen zu haben, dass solche Taten nicht wieder verübt werden – wenn nicht aus unserer Mitte heraus, dann doch anderswo und ohne dass wir wirkungsvoll und energisch dagegen einschreiten können oder wollen.

Können oder Wollen – vielleicht drücken eben diese Worte das Dilemma aus, in dem sich politisch Handelnde und auch die heutigen Gesellschaften befinden. Weil es leicht dahin gesagt ist, dass energischer eingeschritten werden und das Engagement ungeteilt sein müsse. Dass es ein Gebot der Stunde sei, rote Linien zu ziehen, die nicht überschritten werden dürften. Also auch auf direktem Wege einzugreifen, das aber um den Preis neuerlicher Toter, wo wir aber doch der Toten der vergangenen Kriege besonders deshalb gedenken, weil ihr Tod eben nicht hätte sein sollen - und das antike Diktum, dass das Sterben für das Vaterland süß und ehrenvoll sei (*Dulce et decorum est*), spätestens nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts fragwürdig geworden ist, ja zynisch klingen muss.

Der englische, eine Woche vor Kriegsende in Frankreich getötete Poet Wilfred Owen hat diesen Spruch schon 1917 in den Schlusszeilen eines Gedichts in der Beschreibung

der Opfer eines Giftgasangriffs radikal kritisch durchbrochen, und das an die Adresse einer Dichterkollegin, die sich auf Jubelpatriotismus verstanden hatte.

„Wenn auch du in erdrückenden Träumen liefest  
Hinter dem Wagen, in den wir ihn warfen,  
Und die verdrehten weißen Augen in seinem Gesicht sähest,  
In seinem hängenden Gesicht, wie das eines Teufels, der der Sünde müde ist,  
[...]

Mein Freund, du erzähltest nicht mit so großer Lust  
Kindern, die nach einem verzweifelten Ruhmesglanz dürsten,  
Die alte Lüge: Dulce et decorum est  
Pro patria mori.“<sup>1</sup>

Der dann aus dem Erschrecken über das Ausmaß der Unmenschlichkeit gewonnene Imperativ „Nie wieder Auschwitz“ ist keine deutsche Befangenheit, sondern wird weltweit (freilich nicht auf der ganzen Welt) geteilt. Er lässt andere Lesarten zu, in dieser Stadt eben auch „Nie wieder eine Aktion Gomorrha“ oder überhaupt „Nie wieder Verdun“ und „Nie wieder Stalingrad“. All diese Versionen des einen Imperativs schließen das Gedenken an die Opfer der Kriege und der Gewalt ein.

Der andere Imperativ, der stets schon dazutrat, lautet: „Nie wieder München 1938“ – keine Selbstbeschwichtigung, keine diplomatische Kapitulation, keine Befriedung auf Kosten anderer.

In den vergangenen Jahrzehnten ließen sich beide Imperative miteinander in Einklang bringen und gaben Wegweisung für politisches Handeln und auch individuelle Überzeugung. Angesichts der Bilder und Nachrichten dieser Tage registrieren wir, dass die Balance zwischen diesen beiden Polen aus den Fugen gerät, und wir werden uns unsicher, von wo ab die politischen Optionen und das Handeln sich von diesen Imperativen entfernen. Und wo, sei es durch Handeln, sei es durch Nicht-Handeln, Verstrickungen anfangen, die die geschichtlich gewonnene Souveränität gegenüber den Herausforderungen der Gegenwart in Frage stellen.

---

<sup>1</sup> Johannes C.S. Frank, "Die Erbärmlichkeit des Krieges. Gesammelte Gedichte von Wilfred Owen", Berlin 2014,

Vielleicht ist es gerade deshalb fruchtbar, im Jahr 2014 besonders auf den Ersten Weltkrieg und seinen Beginn vor hundert Jahren verwiesen zu sein. Nicht nur, dass sein Ausmaß und sein Schrecken, damit auch seine unzähligen Opfer stärker in unser Bewusstsein und in unser Gedenken zurückgekommen sind. Es hat sich durch die Beschäftigung damit auch das Bild dieses Krieges gewandelt, der unsere Zeit nicht weniger prägt als der darauffolgende Zweite Weltkrieg.

Die Bilder von winkenden Soldaten und Zugwaggons mit der Aufschrift „Ausflug nach Paris“ machen auch heute noch ratlos. Mittlerweile wissen wir aber, dass in Zeiten ohne Smartphone-kameras, dafür mit höchst aufwendiger Phototechnik, über die nur wenige verfügten, das oft zitierte Augusterlebnis vor allem eine propagandistische Inszenierung zum Zwecke der Mobilisierung war. Und wo es solche Erweckungsgefühle gab, da sind sie rasch wieder vergangen, manchmal schon nach wenigen Tagen oder Wochen, vor allem im Erleben und Überleben an den Fronten.

Der Schriftsteller und Journalist Siegfried Kracauer ließ im gleichnamigen Roman seinen Helden Ginster im August 1914 ohne jeden Kriegstaumel durch Frankfurt streifen, in der festen Überzeugung, er als Ingenieur, wiewohl zunächst stellungslos, werde dringend zu Hause gebraucht. „*Die Gründe des Krieges*, so hieß ein Vortrag, der am Tag darauf stattfinden sollte. [...] gleich nach seiner Ankündigung [...] hatte sich Ginster eine Karte besorgt, weil er die Gründe immer noch nicht kannte“ (161), heißt es lakonisch. Als ihn der Gestellungsbefehl dann doch erreicht, da lernte er bereitwillig, mit militärischer Präzision ein Bett zu bauen und Kartoffeln zu schälen, auch zu schießen. Und Kracauer lässt Ginster zur Gewissheit gelangen, dass all diese Übungen keinesfalls dem Krieg dienten, sondern der Krieg umgekehrt nur dazu diene, diese Übungen möglich zu machen.

Kracauer hat seine Kriegsfigur, die einem wie ein jüdischer Schwejk, nur schwermütiger als dieser, vorkommt, freilich erst 1928, im Nachgang, im Nachdenken über den Krieg und über die unsägliche Judenzählung von 1916 publiziert.

Das war, als man den Nachweis jüdischer Drückebergerei erbringen wollte, der Triumph der Judenfeinde und die Aufkündigung des ohnehin brüchigen Burgfriedens, den der Kaiser verkündet hatte. In der Novelle „Judenzählung von Verdun“ hat Arnold

Zweig schon 1916 die gefallenen Juden auferstehen und zum Apell führen lassen, wo der Schreiber sie fragt: „Die Statistik fragt wie viele von Euch Juden sich vom fernern Krieg gedrückt [haben] ins Grab.“

Erst recht sind die Feldpostbriefe ehemaliger Zöglinge des jüdischen Reichenheimschen Waisenhauses in Berlin, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, anders als Kracauers rückblickende Deutung, als Zeitzeugnisse zu lesen, und sie korrigieren einmal mehr das Bild vom allseitigen Kriegstaumel. Sie sind, all die Jahre hindurch, eher nüchtern gehalten.

Hermann Aronsheim, der im Okt. 1914 bereits umkam, schrieb am 27. Aug. 1914, wenige Tage nach Kriegsbeginn, aus Ostpreussen an den „Werten Herrn Direktor [Feist] Meinem Versprechen gemäß, Ihnen eine Karte zu schreiben, wenn ich das erste Gefecht mitgemacht hätte, kann ich erst jetzt nachkommen.“

Da klingt durchaus die Erregung angesichts der bislang unbekanntenen Herausforderung an, aber die Beschreibung des Gefechts selbst fällt dann schon ernüchterter aus.

Und zum Schluss heisst es „Jetzt liegen wir hier in der Nähe vor Labiaus vor den Dünen, um den Feind, falls er vorzurücken den Mut haben sollte, solange zurückzuhalten, bis Verstärkung geschickt werden kann.“ Und schließt ganz unpräzise: „Vorläufig herrscht totale Ruhe, und die Sonne brennt heftig. Viele Grüsse auch an die verehrte Frau Gemahlin – Hermann Aronsheim.“ (46).

Der Grenadier Max Bäcker aus Berlin, der 1942 untertauchte und nach seiner Entdeckung in Auschwitz umgebracht wurde, schrieb am 19. März 1915 aus Stargard in Pommern: „Wir Landsturmlaute werden alle für den Dienst im Feld vor dem Feind ausgebildet und werden wohl kaum länger als 6-8 Wochen hier bleiben. Natürlich fällt für mich nun jeder Gedanke fort, der nicht zum Dienst gehört. Deshalb mach ich mir auch noch keine Gedanken über das, was ich nach dem Kriege machen werde, denn ich weiß ja gar nicht, ob ich dies Ende erlebe.“ (51).

Gewiß, es gab Kriegsbegeisterung oder wenigstens deren bekundung, denn die hinterlassenen Bilder und Texte sagen wenig über die Gedanken und Befürchtungen, die hinter den Gesten und Worten verschlossen bleiben.

Es gab 1914 Kriegsbegeisterung, zumal unter den deutschen Juden, die im Vertrauen auf des Kaisers Losung vom nun allwaltenden Burgfrieden auf besondere Weise mit dem Dienst für das Vaterland die Hoffnung verbinden konnten, mit ihrem Einsatz tatkräftig alle noch bestehenden Vorurteile ausräumen zu können. Manche haben diese Hoffnung lange über den Krieg hinaus behauptet, einige bis 1938 oder länger.

Es ist gut und ehrerbietend – wenn wir der Toten der Weltkriege gedenken. Und wir gewinnen daraus. Denn wenn wir uns auf ihre Zeugnisse einlassen, wird unser Bild des Krieges differenzierter.

Hier sollte auch das Handeln in der Gegenwart ansetzen: Die Bilder zu dekonstruieren, die heute zu neuer Legitimation des Krieges aufgefahren werden, und wir sollten jene unterrichten, die ihnen Glauben schenken: also sagen, dass das „Neue Russland“ nur ein Trugbild ist, und von jeher nur jene profitiert haben, die sich am Zarenhof tummeln. Und dass das historische Vorbild des neuen Kalifats, das auch junge Menschen hierzulande anzieht, in Wirklichkeit eine verzerrte Utopie ist, und die heutigen Akteure so gar nichts vom Geist und auch der Lebenslust derer haben, die vor mehr als tausend Jahren die blühenden Kulturen der Kalifate von Bagdad und Cordoba schufen.

Das Gedenken der Toten der Weltkriege verweist aber auch auf uns selbst: Heute geht es – nach innen wie nach außen, hier und da gegen unsere eigene Müdigkeit und gegen die großen Vereinfacher – auch um die Klarstellung, dass Europa mehr ist als eine Auffanggesellschaft für eine Währungsunion in der Krise; - dass dahinter eine noch immer uneingelöste Idee steht, deren Antrieb Europa als Erfahrungsgemeinschaft ist – der Erfahrung zerstörerischer Kriege, über Jahrhunderte hinweg immer wieder gemacht, und des Erlebnisses der Möglichkeit ihrer Überwindung. wie dank der Anstrengungen weniger Generationen gewonnen.